

*Herrenberg und seine Lateinschule.* Zur Geschichte von Stadt und Gäu. Im Auftrag der Stadt Herrenberg zusammengestellt von Walter Gerblich. (Herrenberg 1962). 224 S. m. Abb.

Die mehrbändige Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg (1912–1928), die noch heute als zusammenfassende Darstellung des eigenständigen württembergischen höheren Schulwesens hohen wissenschaftlichen Wert besitzt, konnte die Entwicklung einzelner Schulen nur im Überblick behandeln. In Spezialuntersuchungen über bestimmte Lehranstalten können daher noch wichtige Erkenntnisse gewonnen und viele Einzelheiten dargestellt werden. Dies beweist erneut das hier anzukündigende Buch, das 1962 aus Anlaß des Umzugs des Gymnasiums in ein neues Gebäude als Festschrift entstand.

Dr. Walter Gerblich, der Leiter der Schule und Herausgeber des Werkes, steuert einen ausführlichen Aufsatz über die Geschichte der Herrenberger Lateinschule bei (S. 5–160). Vom ersten urkundlichen Nachweis eines Herrenberger Schulmeisters im Jahr 1382 bis in die Gegenwart verfolgt er das wechselvolle Schicksal der Anstalt, die über Jahrhunderte die Tradition einer württembergischen Lateinschule bewahrte, sich aber am Ende der Periode neuzeitlichen Anforderungen nicht verschließen konnte: 1906/07 kam es zur Verschmelzung von Latein- und Realschule, 1921 wurde die Lateinklasse aufgehoben. Die breitangelegte Abhandlung berichtet nahezu über alle zur Schulgeschichte zählenden Zustände und Begebenheiten; so über Schülerzahlen, soziale Herkunft und spätere berufliche Entwicklung der Lateinschüler, die Lehrer (Präzeptoren und Kollaboratoren), ihre Ausbildung und Besoldung, Visitationen, Lehrpläne, Schulgebäude, Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf Stadt und Schule usw. Bemerkenswert ist die Fülle der herangezogenen Quellen und Darstellungen. Wenn auch zuweilen eine zu starke Anlehnung an den Wortlaut der Quellen festzustellen ist und eine straffere Gliederung der Lesbarkeit zugute gekommen wäre, so ist der wissenschaftliche, insbesondere heimatgeschichtliche Wert der Untersuchung unbestritten. Eine wesentliche Bereicherung sind die beigegebenen Verzeichnisse der Lehrer an der Lateinschule und der 1840 gegründeten Realschule von den Anfängen bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts.

In der Darstellung der Schulgeschichte werden bereits an verschiedenen Stellen bedeutende Söhne der Stadt und bekannte Herrenberger Lateinschüler vorgestellt. Daneben ist ein besonderes Kapitel vier berühmten Herrenbergern gewidmet. Nach einem Überblick über Herkunft und Verastelung der bekannten Familie Schickhardt (S. 162–167) zeichnet W. Gerblich ein Lebensbild des württembergischen Landbaumeisters Heinrich Schickhardt (1558–1635) (S. 167–176), von dessen Schaffen als Ingenieur, Architekt und Städtebauer bis in die Gegenwart Zeugnisse erhalten geblieben sind. Ein Neffe des Landbaumeisters war Wilhelm Schickhardt (1592–1635), dessen Leben und Werk Prof. Dr. B. Freiherr von Freytag-Löringhoff beschreibt (S. 176–180). Wilhelm Sch. leistete als Tübinger Professor sowohl als Sprachwissenschaftler wie als Mathematiker, Astronom und in der Landesvermessung Bedeutendes. Nach neuesten Feststellungen war er der erste Erfinder einer Rechenmaschine (1623). In seiner Würdigung von Johann Valentin Andrea

(1586–1654) (S. 180–184) stellt Dekan G. Keitel die Verdienste eines Theologen heraus, der sich schon als Dekan von Calw (1620–1639) für die Verwirklichung der christlichen Liebesaufgaben eingesetzt hatte und der seit 1639 als Hofprediger und Konsistorialrat von Stuttgart aus entscheidend an der Überwindung der Folgen des Dreißigjährigen Krieges mitwirkte. Sein Name ist mit der Einführung der Schulpflicht in Württemberg (1648) verbunden. Im Gegensatz zu Heinrich und Wilhelm Schickhardt und zu dem Theologen Andrea war der Maler Theodor Schütz (1830–1900), der von Studienrat H. Kirschbaum gewürdigt wird (S. 184–186), kein gebürtiger Herrenberger. Er wurde in Thumlingen bei Freudenstadt geboren und starb in Düsseldorf. In Herrenberg hatte er die Lateinschule besucht, und mit dieser Stadt fühlte er sich zeitlebens verbunden.

Der Festschriftcharakter des Buches erlaubte es dem Herausgeber, dem „wissenschaftlichen“ Teil ein Kapitel Erinnerungen an die Latein- und Realschule (S. 187–197) anzuhängen, in dem aus einem Buch von Heinrich Gommel und aus Berichten der ältesten noch lebenden Schüler Belehrendes und Erheiterndes zusammengestellt sind. Oberstudienrat Wilhelm Holch und der Schriftsteller Dr. Gerd Gaiser, die beide einst an der Herrenberger Schule wirkten, machen anschließend (S. 198 bis 203) auf landschaftliche und kunsthistorische Besonderheiten Herrenbergs aufmerksam, der Physiker Dr. Hermann Statz, der heute in Amerika wirkt, äußert Gedanken zum neuen naturwissenschaftlichen Gymnasium (S. 203–206), das in unserem technischen Zeitalter große Aufgaben zu erfüllen hat. Unter der Überschrift: Von der Gegenwart in die Zukunft weist Bürgermeister Heinz Schroth auf das stetige Wachstum der Stadt in den letzten Jahrzehnten und die damit zusammenhängenden Probleme hin (S. 207–212), zeigt W. Gerblich die Perspektiven des Gymnasiums auf (S. 212–219) und erläutert schließlich Architekt Heinz Ries den von ihm ausgeführten Gymnasium-Neubau (S. 219–224).

So sind in der Festschrift, die mit einer Reihe von Abbildungen ansprechend ausgestattet ist, historische Untersuchungen mit Darstellungen aus der Erinnerung vereinigt; an die Besinnung auf die Vergangenheit reiht sich der Blick auf die Gegenwart und in die Zukunft. Alles zusammen vermittelt interessante Einblicke in die Geschichte und die Gegenwartsprobleme der behandelten Schule. Darüber hinaus ist das Buch ein Beitrag „zur Geschichte von Stadt und Gäu“, wie es der Untertitel verspricht.

Gregor Richter

Max Kibler, „Die Madame und ihre Kinder“. Verlag A. Bonz u. Co. Stuttgart, 286 S., Ganzleinen DM 13.80.

Dichtung und Medizin scheinen sich gut zu vertragen. Ich erinnere nur an Hans Carossa, Gottfried Benn und Peter Bamm.

Und das ist ja nicht von ungefähr so: der Arzt hat es oft mit Menschen in der äußersten Grenzsituation zu tun, wo das Theaterspielen aufhört und die Masken fallen, wo sich das wirkliche Wesen offenbart. Und einer dieser dichtenden Ärzte oder praktizierenden Dichter mit einer unendlich tiefen Kenntnis des menschlichen Herzens ist auch unser schwäbischer Landsmann Max Kibler, der mit dem neuen Roman von der Madame und ihren Kin-

dem seinen längst anerkannten dichterischen Rang aufs neue und beste bewährt.

Es gelingt dem Autor, in der Lebensgeschichte einer außerordentlichen, ebenso schönen wie klugen wie tapferen Frau, die ihren Weg von den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis in die fünfziger Jahre unseres Säkulums aus bescheidenem Beginn bis zur Leitung eines großen Textilunternehmens nach ihrem eigenen Gesetz unbeirrt zu gehen wagt, gleichzeitig die Zeit und ihre Mächte, die zerstörenden und die erhaltenden, zu gestalten: neben oder im Hintergrund der sich vollziehenden Menschenschicksale die ungeheure sich überstürzende dämonische Entwicklung auf dem Gebiet der Technik, der Gesellschaft, der Wirtschaft und der Politik.

Aber all dies wird unaufdringlich ohne lehrhaft erhobenen Zeigefinger geschildert, gespiegelt, erlebt und erlitten von lebendigen Menschen, die dem Leser ganz persönlich nahe kommen, verständlich und vertraut werden mit ihren inwendigsten Sorgen und Nöten, Irrungen und Wirrungen, Niederlagen und Siegen. Mir scheint, daß in diesem prachtvollen, immer wieder vom feinen Humor des geprüften und gereiften Weisen überglänzten Roman gerade auch für eine wirkliche Vergangenheitsbewältigung mehr geleistet ist als in hundert sensationellen illustrierten-Reportagen und dutzenden von Geschichts- und Memoirenwerken, die so unendlich viel und so unendlich viel Verzerrtes und Halbwahres, sprich Halbfalsches, marktschreierisch anbieten.

Alles in allem: ein deutscher Autor, der erzählen kann, der die Menschen bis in die hintersten Herzenswinkel kennt – und sie dennoch liebt, mit einem verstehenden, oft ein wenig schmerzlichen Lächeln. Und ein Buch, mit dem man sich selbst und guten Freunden eine bleibende Freude machen kann.

Gerhard Schumann

Heinz Gollwitzer, *Die Standesherren*. Ein Beitrag zur deutschen Sozialgeschichte. Friedrich Vorwerk-Verlag, Stuttgart.

Das breite Lesepublikum wurde in den letzten Jahren mit einer Flut von Sensationsnachrichten und Reportagen über die fürstlichen und standesherrlichen Häuser überschwemmt, so daß sehr oft völlig schiefe Bilder und falsche vorgefaßte Meinungen über diese Gruppe der „Standesherren“ vorhanden sind. Das vorliegende Buch kann also geradezu als Notwendigkeit bezeichnet werden, um einen objektiven Bericht über die Häuser des Hochadels zu geben, die nach wie vor in der soziologischen Gesamtstruktur der westdeutschen und europäischen Länder eine beachtliche Rolle spielen.

Bescheiden nennt der Verfasser sein ausgezeichnetes Werk einen „Beitrag zur deutschen Sozialgeschichte“. Es ist viel mehr: Ein umfassender geschichtlicher und gesellschaftlicher Überblick über die letzten anderthalb Jahrhunderte der deutschen Geschichte, ein historisch-soziologisches Röntgenbild der Spitzengruppe unserer bewegten geschichtlichen Vergangenheit. Diese standesherrlichen Familien leben ja heute wie seit Jahrhunderten in ziemlicher Dichte auf ihren Schlössern und Herrnsitzen in Franken und Schwaben, also in unserer süddeutschen Heimat. Und wir haben schon viel von ihnen gehört, gelesen und gerade in der Heimatgeschichte immer wieder ihre Spuren verfolgt. Hohenlohe, Löwenstein, Leiningen, Waldburg, Schönborn, Erbach, Oettingen sind die Namen, die das Buch bestimmen. Wenn es auch die „Endphase der Adelsgeschichte“ darstellt, muß es doch erkennen, wie groß die Kraft und die familien-geschichtliche Stärke in diesen heute noch blühenden Häusern ist!

Im Gegensatz zu den sog. souveränen Häusern sind in

dem Buch die „mediatisierten“ dargestellt. Eine Gliederung der standesherrlichen Familie und die Geschichte ihrer Mediatisierung vor 150 Jahren leitet das Buch ein. Weitergeführt wird das Thema in einer sehr interessanten Abhandlung über das Verhältnis der Standesherren zu den in der napoleonischen Umwälzung entstandenen deutschen Staaten und Ländern. Typus dieser Herren, die sowohl im „Deutschen Bund“ des vorigen Jahrhunderts, im kaiserlichen Deutschland, am Hof in Berlin und in Wien maßgebenden Einfluß auf die deutsche Geschichte nahmen und auch im Ausland (da vor allem im Zusammenhang mit der Zuneigung der Queen Victoria zu ihren deutschen Verwandten) in hohem Ansehen standen, sind eben vor allem die Hohenlohe, die Sayn-Wittgenstein, die Leiningen und Löwenstein.

Trotz der an sich nur für den Historiker interessanten Materie der beiden großen historischen Kapitel des Buches (Verhältnis zu den deutschen Staaten und zu Bund und Reich) gelingt es dem Verfasser in bestechender Manier und glänzendem Stil wie in einem spannenden Bericht, auch dem historischen Laien sein Thema nahe zu bringen. Auch die vielschichtigen konfessionellen Fragen sind eingehend behandelt. Die standesherrlichen Häuser haben gerade auf kirchlichem Gebiet ihren durch die Mediatisierung verloren gegangenen Einfluß gewahrt und aufrecht erhalten. Liebenswürdiges Beispiel echter Humanität und echter Toleranz ist der Reichskanzler Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst, der wie sein Bruder, der Kardinal Gustav, zu den bedeutendsten Erscheinungen der Standesherren zählt.

„Einmalige historische Individualität“ nennt der Verfasser die Kultur des Adels. Der heutigen Zeit steht es wohl an, die Erkenntnisse des Buches auch wirklich zur Kenntnis zu nehmen. Denn das Bild der Adelshäuser, das auf das Niveau der Filmstarberichterstattung herabgezogen wurde, bedurfte dringend der Korrektur. Der große Gegensatz von „altmodischem Herrenleben“ und „neuzeitlichem Berufsethos“, der von der Weimarer Republik ebenso wie vom geistig proletarisierten „Dritten Reich“ besonders herausgestellt wurde, um den Adel zu verleumden, wird heute nicht mehr in dieser Schärfe herausgestellt. Bei aller Kritik und allem Gerede von der „Dekadenz“ fühlt unsere Zeit instinktiv die Richtigkeit und Wichtigkeit des „Ariston“ in der soziologischen Struktur der neu sich bildenden Gesellschaft. Gerade das, was auch dem Bürgertum heute schrittweise verlorengeht und was alle Einsichtigen schmerzlich vermissen, die patriarchalische Auffassung des Familienzusammenhalts, die Form und Etikette (nicht umsonst sind Bücher des „guten Tons“ so sehr gefragt), die Tradition, sieht der ohne rechte Bindungen suchende Zeitgenosse des zwanzigsten Jahrhunderts bei den standesherrlichen Häusern. So ist das sozialpsychologische Charakteristikum profilierter Vertreter der Standesherren (eben etwa Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst, Karl Leiningen, Ernst Hohenlohe-Langenburg usw.) die Verbindung echt liberaler Ideale mit lebhaftem Traditionsbewußtsein. Die Verbindung also, die in den politischen Tendenzen und Gruppen merkwürdigerweise die gefragteste ist.

Man kann dem Verfasser und dem Verlag nur herzlich Glück wünschen zu dem inhaltsreichen und hochinteressanten Buch. Man merkt dem Verfasser an, daß er während seiner Arbeit mit ständig sich mehrenden Forschungsergebnissen eine ständig sich steigernde Liebe zum Stoff gewann und ein Gesamtgemälde über die so exponierte Gruppe der Standesherren gestaltet hat, das Historiker und Soziologen und alle interessierten Heimatfreunde vor allem unserer süddeutschen Heimat sehr erfreuen wird.

Rudolf Schlauch